



DAS KATHARINEUM

MITTEILUNGSBLATT

für die Eltern, Schüler und Freunde unserer Schule

HEFT 28

SEPTEMBER 1957

JAHRGANG 9

Geschichte der naturwissenschaftlichen Sammlungen des Katharineums

Die Geschichte der naturwissenschaftlichen Sammlungen des Katharineums ist zwar zeitlich und inhaltlich nur ein kleiner Teil der allgemeinen langen Geschichte unserer Schule, aber sie bietet doch mancherlei Interessantes und verdient es vielleicht doch, einmal aufgezeichnet zu werden, damit sie nicht ganz in Vergessenheit gerät. Als Grundlage habe ich unsere Schulprogramme, Inventarverzeichnisse, Abrechnungen und nicht zuletzt die vielen persönlichen Mitteilungen älterer Kollegen benutzt. Unter den Naturwissenschaftlern hat es bei uns stets Männer gegeben wie Scherling, Küstermann und Friedrich, die einen großen Teil ihrer freien Zeit auf den Ausbau der Sammlungen verwandt haben.

Ohne ihre uneigennützigste Arbeit hätten die Sammlungen niemals ihre jetzige Höhe erreicht. Ich selbst habe in meiner 40jährigen Tätigkeit an der Schule auch wie die Obengenannten mit Freude an der Erhaltung und Erweiterung der physikalischen Sammlung mitgearbeitet.

I.

Von den ersten Anfängen bis zum Neubau der naturwissenschaftlichen Räume im Jahre 1875

Das Katharineum war ursprünglich eine Gelehrten- und sollte seine Schüler zum Universitätsstudium vorbereiten. Diesem Ziele entsprechend spielte das Latein eine überragende Rolle; bei wöchentlich 20 und mehr Lateinstunden bleibt für die anderen Fächer nicht viel Zeit übrig. Zur Vorbildung von Kaufleuten und Handwerkern war das Katharineum nicht die geeignete Schule. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß mit dem Aufblühen des Handels die Schülerzahl immer mehr sank. Um diesem Schülermangel abzuhelfen, mußten alle Kreise der Bevölkerung erfaßt werden. Zu dem Zweck wurde durch Rektor Behn im Jahre 1801 die „Abteilung für bürgerliche Bildung“ eingeführt, d. h. ein Parallelzug, in dem bei Verminderung des altsprachlichen Unterrichts mehr Wert auf neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften gelegt wurde. Über diesen Zug heißt es in der „revidierten Verordnung wegen des neuorganisierten Gymnasiums und der Bürgerschule zu St. Katharinen vom Jahre 1801“: „Wir haben bei den heutigen allgemeinen Fortschritten der Kultur und der Pädagogik und um die Jugend nicht für eine vergangene Welt, sondern für Zeit und Ort, worin sie leben sollen, zu bilden, den ernstlichen Entschluß gefaßt, auch unser Gymnasium und gesamte Schule zu St. Katharinen zu verbessern ... und zu einer vollkommeneren Erziehungsanstalt umzuschaffen ... wir haben ... mathematische und physische Instrumente anschaffen lassen ...“.

Um welche Instrumente es sich damals handelte, ist nicht mehr festzustellen, da Schulberichte erst vom Jahre 1804 an gedruckt wurden. Das Katharineum besitzt aber Geräte, die aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stammen.

Rektor Behn war auch Mathematiker, Physiker und Astronom. Einer seiner Freunde, der damalige Bürgermeister J. C. Lindenberg, baute sich auf Behns Anregung

in seinem Hause in der Johannisstraße (später Gewerkschaftshaus) eine kleine Sternwarte, die von beiden eifrig benutzt wurde. Behn veröffentlichte von 1764 an eine Reihe von Arbeiten, die aus eigenen Beobachtungen und Messungen hervorgegangen waren.

Wir dürfen wohl annehmen, daß Behn die Astronomie auch im Unterricht behandelt und reiferen Schülern auf der Sternwarte die Wunder des Himmels gezeigt hat.

Es mußten nun Sammlungen für Physik, Chemie und Biologie geschaffen werden. Diese bestanden zunächst aus einem für die drei Fächer gemeinsamen „Naturalienkabinett“, das seine ersten Bestände durch Schenkungen erhielt. Es ist in jener Zeit viel gesammelt worden: Muscheln, Schnecken, Insekten, Schmetterlinge, besonders auch Mineralien. Nach des Sammlers Tod schenkten die Erben die „Raritätensammlung“ dann häufig einer Schule. Auch das Lübecker Naturhistorische Museum verdankt seine Entstehung solchen Sammlungen.

Im Programm von 1808 heißt es: „Was noch für die äußere Gestalt und die innere Einrichtung des Schulgebäudes zu thun war, ist erst kürzlich mit der Einrichtung eines besonderen Zimmers für physikalische und mathematische Instrumente beschlossen worden. Wir besitzen jetzt neun Lehrzimmer nebst zwey zur Aufbewahrung von Naturalien und Instrumenten eingerichtete Stuben. Schon im vorigen Sommer erhielt die Schule eine sehr gut gearbeitete und brauchbare Elektrisiermaschine zum Geschenk.“ Von dieser riesenhaften Reibungselektrisiermaschine ist noch der „Sockel“ vorhanden, ein Tisch, dessen Platte 180 × 130 cm mißt und der 85 cm hoch ist; unter der Platte sind verschließbare Fächer, die jetzt zur Aufbewahrung von Karten dienen. Dazu gehörten 6 Leydener Flaschen von 55 cm Höhe und 25 cm Durchmesser, drei davon sind noch erhalten. Die ganze Maschine muß eine Höhe von fast zwei Metern gehabt haben.

Im Jahre 1807 tritt zum ersten Male Physik als Fach bei öffentlichen Prüfungen auf, und 1812 legt ein Primaner bei der Reifeprüfung eine Arbeit naturwissenschaftlichen Inhalts vor: „De Kepleri regulis earumque ad Geographiam mathematicam applicatione“.

Durch weitere Schenkungen vergrößerten sich die Sammlungen. Daß im Katharineum tatsächlich Experimentalunterricht gegeben wurde, ist aus dem Lehrplan des Jahres 1834 zu ersehen, wo es im Abschnitt über Physikunterricht heißt: „Der Vortrag ist noch ganz populär und die Lehren werden möglichst an Erscheinungen nachgewiesen und durch Experimente begründet.“

Eine große Mineraliensammlung hinterließ 1840 Senator Grabau, Mitglied der Schuldeputation, dem Katharineum mit der Bedingung, daß sie auch zum Gebrauch käme. Diese war aber vorläufig nicht erfüllbar. Im Programm von 1842 heißt es: „Die uns vom verewigten Herrn Senator Grabau geschenkte Mineraliensammlung ist ausgepackt und zwar nur erst zum größten Teil geordnet, aber schon jetzt stellt es sich heraus, daß dieses Geschenk eines der

wertvollsten ist, was in neuerer Zeit der Schule gemacht ist. Daß die Anordnung und Aufstellung dieses höchst wertvollen Besitzes noch nicht weiter gediehen ist, rührt zum größten Teil von dem beklagenswerten Umstand her, daß bisher noch kein Lokal hat ausgemittelt werden können, das für die Aufnahme und spätere Benutzung dieser und der übrigen Sammlungen passend wäre.“ Erst einige Jahre später wurde der geeignete Raum gefunden und zwar, wie aus späteren Aufzeichnungen hervorgeht, im Oberstock des Vorderhauses.

Die Grabausche Sammlung bildet auch jetzt noch den Hauptteil unserer Mineraliensammlung; sie wurde später durch zahlreiche Geschenke von Prof. Friedrich (an der Schule 1882—1917) vermehrt und hat mit über 2000 Einzelstücken in acht Schränken ihren Platz an einer Wandseite des neuen Chemiezimmers.

Im Jahre 1836 tritt in das Kollegium Prof. Scherling ein, der sich im Laufe seiner 48jährigen Tätigkeit — er wurde mit 72 Jahren in den Ruhestand versetzt und starb 1903 im 92. Lebensjahre — große Verdienste um die Schule erworben hat. Er schrieb eine Anzahl von Programmabhandlungen, Lehrbücher der Mathematik und ein Lehrbuch der Physik. Prof. Scherling ist der eigentliche Schöpfer unserer Sammlungen. Direktor Jakob schreibt über ihn 1844: „Die Sammlungen sind unter der sorgfältigen und gütigen Leitung von Koll. Scherling auch in diesem Jahre teils wohl bewahrt, teils — soweit es die Kräfte erlaubten — vermehrt worden, wie denn überhaupt Kollege Scherling mit immer gleichbleibender Tätigkeit und Liebe alle unsere Sammlungen und Apparate beaufsichtigt und zu praktischer Benutzung heranzieht.“

Unter Scherlings Verwaltung vergrößerte sich die Sammlung mehr und mehr. Von wichtigeren Apparaten wurden in den nächsten Jahren angeschafft: Fallmaschine, Schwungmaschine, Dampfmaschine, Luftpumpe, Elektrifiziermaschine u. a. Als besonders interessantes Stück sei noch das 1859 „unter liberaler Beihilfe Eines Hohen Senats“ erworbene „Uranorama“ erwähnt, ein Modell des Sternhimmels von 85 cm Durchmesser mit bildlicher Darstellung der Sternbilder. In der Mitte befindet sich als Sonne eine Öllampe, um die sich mit Hilfe einer Kurbel die Planeten in ihren Bahnen bewegen lassen. Die Höhe des ganzen Geräts beträgt etwa 2 m; es befindet sich jetzt im Holzentormuseum.

Nun fehlte es wieder an Platz. Im „hinteren Flügel“ des Katharineums, vermutlich dem für die neuen Räume bagebrochenen Teile, wurde daher 1857 ein eigener Lehrsaal ausschließlich für den physikalischen Unterricht eingerichtet. „Der Apparat, der bis dahin in einer abgelegenen Kammer notdürftig untergebracht war, wurde rings an den Wänden in Schränken oder Repositorien aufgestellt, so daß der Lehrer jetzt alles gleich zur Hand hat, was er braucht und den Schülern, die ihre Plätze um den in der Mitte stehenden Operirtisch haben, alles ganz anders zeigen und erklären kann, als es früher möglich war.“ Auch Gasbeleuchtung — natürlich offene Flamme, das Glühlicht wurde erst 1885 erfunden — und ein „trefflicher Cokesofen“ waren vorhanden. Über die Gasbeleuchtung, die im nächsten Jahre im ganzen Ge-

bäude eingeführt wurde, heißt es: „Das Schuljahr hat dem Katharineum eine für das allgemeine Wohlbefinden und insbesondere für die Erhaltung des Gesichtes höchst schätzbare und dankenswerte Einrichtung gebracht, indem die Gaserleuchtung nunmehr in den sämtlichen Lehrzimmern der Anstalt zur Ausführung gekommen ist. Ohne hier die Leiden und Freuden der früheren Zeit, wo Öllampen, oder noch früheren Zeit, wo Talglichter den Dienst versahen, auszumalen, wollen wir nur sagen, daß sowohl die Lehrer und Schüler, welche von dem Lichte sehen sollten, als auch der Kustos, dem das Anzünden obliegt, mit dieser Veränderung sehr zufrieden sind, welcher wir nicht allein eine genügende Helle, sondern auch die Beseitigung von allerhand Störungen und namentlich einer kaum vermeidlichen Unreinlichkeit verdanken.“

Der gewonnene Raum, in dem Lehrzimmer und Sammlungszimmer vereinigt waren, reichte jedoch bald nicht mehr aus, zumal der neu eingeführte Zeichenunterricht in demselben Zimmer stattfand und „der Physiker und Chemiker sich nicht gut mit dem Zeichner („Zeichner“ war der Maler L. J. Milde) in demselben Raume vertrug.“ Da immer mehr Lehrer aus den schlechten „Professorenwohnungen“ im Schulgebäude auszogen, wurde nun Platz frei, um den Naturwissenschaften endlich zwei getrennte Räume, Unterrichts- und Sammlungszimmer zu geben. Es waren dies die vier Gewölbequadrate, die später als physikalisches Übungs- und Projektionszimmer benutzt wurden. Damals waren sie noch durch eine Wand in zwei Teile geteilt; sie werden bezeichnet als „die beiden dem Scherlingschen Flügel zunächst liegenden Zimmer am hinteren Umgang.“ In das Unterrichtszimmer wurde eine „Kapelle zur Abteilung schädlicher Gase“ eingebaut. Ferner wurde der Raum mit Wasserleitung versehen. Vorher mußte das Wasser aus einer Pumpe, die auf dem jetzigen Turnhof stand, hereingeholt werden. Das Gas wurde durch einen langen Schlauch von der Deckenbeleuchtung heruntergeholt.

Da die ausgestopften Tiere von Motten zerfressen waren, wurden sie entfernt. In Ermangelung einer zoologischen Sammlung wurde der Biologieunterricht in dem damals nahe gelegenen Museum, Ecke Breite Str. und Fischergrube gegeben.

Eines berühmten Versuches muß hier noch gedacht werden, des Foucaultschen Pendelversuches, der zum Nachweis der Erddrehung dient. Foucault machte diesen Versuch 1852 im Pantheon zu Paris mit einem 67 m langen Pendel. Prof. Scherling und Herr Schorer, Besitzer der Löwen-Apotheke, wiederholten 1862 diesen Versuch in unserer Katharinenkirche mit einem etwa 25 m langen Pendel. Die damals benutzte Pendelkugel von 2,6 kg Gewicht und die zugehörige Scheibe mit Winkelteilung dienen noch jetzt in unserem Physikzimmer zur Ausführung des Versuches. Die Pendellänge beträgt hier allerdings nur knapp 5 Meter.

(Schluß folgt.)

Dr. R. Griesel, OSTR
1912—1950 am Katharineum

Moderne Naturwissenschaft in der höheren Schule

(Wir stellen diesen Artikel zur Diskussion und würden uns freuen, wenn im „Widerhall“ sich einige Stimmen zu Wort melden. Die Redaktion)

Was erwarten Sie von einem Abiturienten des mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums? Abgesehen von denjenigen, die annehmen, daß ein Schüler des naturwissenschaftlichen Zuges den Anforderungen des humanistischen oder neusprachlichen Gymnasiums nicht gewachsen sei, werden die meisten in ihm wohl den zukünftigen Techniker sehen, den Techniker, für den das Naturgeschehen keine Geheimnisse birgt, für den alles „logisch“ ist.

Woher mag diese Auffassung kommen? Sie scheint sich aus dem 18. und 19. Jahrhundert zu uns herübergerettet zu haben, aus der Zeit, da das materialistisch-mechanistische Weltbild das Denken beherrschte. Die klassische Physik war bestrebt, alle Naturvorgänge mechanisch zu

erklären. Der Grund dafür war, daß mechanische Vorgänge sehr einleuchtend und leicht verständlich erschienen. Wenn wir einen Ball auf die Erde werfen, so erscheint es uns ganz selbstverständlich und durchaus klar, daß er wieder emporspringt. Die grundsätzliche Auffassung der klassischen Physik spricht Christian Huygens aus: „In der wahren Philosophie (damit ist die Naturwissenschaft gemeint) werden die Ursachen aller Naturerscheinungen in mechanischen Begriffen erfaßt. Wir müssen das tun oder aber alle Hoffnung aufgeben, jemals etwas von der Physik zu verstehen.“ Die klassische Physik untersuchte das Naturgeschehen in der Welt der Makrokörper. In dieser makrokosmischen Welt galt das Kausalitätsprinzip. Unter Kausalität versteht man in der Physik, daß ein physikalisches System bei jeweils der gleichen Anfangssituation immer wieder die gleiche Folge von Zwischenzuständen durchläuft. Der Stein, den Galilei

der einst vom schiefen Turm zu Pisa herabfallen ließ, nahm immer den gleichen Weg, nämlich die Richtung auf den Erdmittelpunkt und durchlief immer dieselbe Folge von Geschwindigkeiten. Die Folge der Zwischenzustände wurde stetig durchlaufen, gemäß dem Grundsatz der klassischen Physik: die Natur macht keine Sprünge. Da aber alles stetig verlief, war die klassische Physik überzeugt davon, alle Vorgänge in der Natur durch ein System von Differentialgleichungen beschreiben zu können.

Der große Umsturz erfolgte zu Beginn unseres Jahrhunderts. Die klassische Physik hielt es für selbstverständlich, daß ihre Grundsätze und damit ihre Gesetze, die sich für die Welt der Makrokörper so ausgezeichnet bewährt hatten, auch für die Mikrowelt vollständig wären. Als dagegen die Physiker daran gingen, die Vorgänge in der Welt der Atome zu untersuchen, mußten sie die Entdeckung machen, daß die Ergebnisse ihrer Versuche für die klassische Physik ganz und gar unverständlich und mit ihren Grundanschauungen unvereinbar waren. Es zeigte sich nämlich, daß der Grundsatz „natura non facit saltus“ für die mikrokosmischen Vorgänge nicht galt. Diese Vorgänge verliefen nicht stetig, die Natur machte doch Sprünge. Um beispielsweise den photoelektrischen Effekt deuten zu können, mußten die Physiker eine für die klassische Physik völlig unbegreifliche Annahme machen, nämlich die, daß das Licht aus kleinsten, nicht weiter unterteilbaren Energiemengen, den sog. Lichtquanten bestehe. Damit war es nicht mehr möglich, das Naturgeschehen in der Mikrowelt durch Differentialgleichungen im Sinne der klassischen Physik zu beschreiben. Außerdem ergab es sich, daß im Mikrokosmos auch das Prinzip der Kausalität in der strengen Form wie in der klassischen Physik keine Gültigkeit mehr besaß. In einem physikalischen System geschah unter gleichen Anfangsbedingungen durchaus nicht immer das gleiche. Deshalb mußten sich die Physiker damit behelfen, eine große Reihe von Versuchen zu machen, die Ergebnisse zu notieren und aus dieser „Statistik“ zu ermitteln, in welcher Zahl der Fälle dieses, in welcher jenes geschah. Damit kann man zu statistischen Gesetzmäßigkeiten, die das Kennzeichen der modernen Physik sind, kommen. Es ist also nicht mehr möglich, genau vorauszusagen, was unter bestimmten Anfangsbedingungen eintreten wird, man kann nur sagen, daß mit dieser oder jener Wahrscheinlichkeit dieses oder jenes geschehen wird.

Auch in der Biologie hinterließ das mechanistische Denken des 19. Jahrhunderts deutliche Spuren. Ausgangspunkt der mechanistischen Betrachtungsweise der Natur ist das Zeitalter der Aufklärung. La Mettrie nannte den Menschen eine Maschine, und das vergangene Jahrhundert bezog diese Behauptung auf Grund seiner Kenntnisse auf alles Leben schlechthin. Roux kam durch seine ontogenetischen Forschungsergebnisse zu dem Schluß, daß das Leben somatische Wirkung physikalisch-mechanistischer Vorgänge sei. Analog dazu betrachtete die Medizin die Krankheiten als Störungen im Organismus, die man „reparieren“ könne. Doch im Gegensatz zur Situation der Physik gab es in der Biologie schon im 19. Jahrhundert Gegenbewegungen. Hans Driesch beispielsweise, der ebenfalls von der Ontogenie ausging, vertrat die Auffassung, daß die Entelechie, eine geistig-seelische Kraft, eine Art-Idee, sich den Organismus schaffe.

Kennzeichnend für das Selbstbewußtsein der Naturwissenschaftler in jener Zeit ist der kühne Versuch Darwins, die Entstehung der Arten zu erklären. Darwins Theorie ist durch die Ergebnisse der Erbforschung stark in Frage gestellt.

Dennoch hat die Wissenschaft Gedanken seiner Theorie zu verwerten gewußt. Nur ist die moderne Biologie bescheidener geworden und überschätzt nicht mehr die Tragweite ihrer Forschungsergebnisse. Kein Biologe maßt sich heute die Fähigkeit an, das Leben enträtseln zu können. Im Gegenteil! Die neuesten Untersuchungen lassen das Leben immer rätselhafter und wunderbarer erscheinen; sie führen zu immer neuen Problemen, ermöglichen die verschiedensten Auffassungen und verlangen Entscheidungen vom einzelnen. Dazu läßt sich einiges über die Hauptprobleme der modernen Biologie sagen.

Im Mittelpunkt steht der Entwicklungsgedanke: wie entsteht aus dem Keim die Reifegestalt? Um diese Frage beantworten zu können, untersucht die Biologie die plasmatische Struktur der Eizelle, die embryonale und die nachembryonale Entwicklung bis zur verwirklichten Reifegestalt. Dabei wird auch von der Reifegestalt auf die Entwicklung zurückgeschlossen. So ist es verständlich, daß die Lebewesen in ihrer Reifegestalt als Einheiten, Ganzheiten gewertet und erforscht werden müssen. Man begnügt sich nicht damit, physikalisch-chemische Reaktionen wie die der Wirkstoffe (Hormone, Fermente, Vitamine) oder den Bau der Organe zu erforschen. Der Biologe betreibt gleichzeitig Morphologie und Verhaltensforschung. Es genügt nicht, das Lebewesen allein als Einheit zu betrachten. Die Verhaltensforschung untersucht das Zusammenspiel zwischen Lebewesen und Umwelt, wobei unter Umwelt auch andere Lebewesen verstanden werden. Z. B. können wir mit der Tatsache, daß ein bestimmter Nachtfalter Töne sehr hoher Frequenz hören kann, nicht viel anfangen. Den Spezialforscher mag diese Tatsache als Ergebnis mühseliger Forschungen befriedigen. Erst wenn wir wissen, daß die Fledermäuse Töne eben dieser Frequenz aussenden, daß fernerhin die Fledermaus der Hauptfeind des Schmetterlings ist und daß außerdem der Falter die Wahrnehmung dieses Tones sinnvoll beantwortet, erkennen wir, daß Falter, Wahrnehmung und Aussendung von Ultraschall und Fledermaus in einem einheitlichen Zusammenhang miteinander stehen. Eine Lebensgemeinschaft besteht aus einer unsagbaren Vielfalt solcher Beziehungen zwischen den Lebewesen und ihrem Lebensraum, und das Zusammenspiel sichert das biologische Gleichgewicht der einzelnen Arten untereinander. Endlich muß der Biologe die ganze Natur als eine Einheit betrachten.

Letztes Ziel aller dieser Bemühungen ist der Mensch selbst. Man sucht nach einem vollständigen Bild des Menschen im Verhältnis zur Natur, eine Aufgabe, die die Biologie unmöglich allein bewältigen kann. Vielmehr müssen die Naturwissenschaften mit der Mathematik gemeinsam vorgehen. Da die Natur eine Ganzheit ist, in der, wie schon Leibniz sagt, alle Dinge miteinander in Zusammenhang stehen, sollten auch die Naturwissenschaften eine Einheit bilden. Die Trennung von Biologie, Chemie, Erdkunde, Physik darf nur eine Arbeitsteilung sein. In der Gegenwart arbeiten die Naturwissenschaften tatsächlich mehr und mehr zusammen. In der Genforschung zum Beispiel untersucht die Biologie Lage, Übertragung und Wirkung der Gene, die Chemie erforscht die chemische Zusammensetzung der Eiweißkörper und die chemischen Vorgänge, die sich in ihnen abspielen, die Physik betrachtet die Struktur der Eiweißmoleküle und deren physikalisches Verhalten. Und nur wenn wir die Ergebnisse der Biologie, Chemie und Physik zusammen nehmen, können wir, wenn überhaupt, eine Vorstellung vom Wesen des Gens und seiner Wirkung erlangen.

Aber nicht allein die Naturwissenschaften bilden eine Einheit. In Wahrheit müßte diese auch zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften bestehen. Jeder Rangunterschied, der zwischen ihnen gemacht wird, ist unsinnig. Carl Friedrich von Weizsäcker sieht das Verhältnis zwischen Geistes- und Naturwissenschaften etwa so: Der Mensch ist aus der Natur hervorgegangen und unterliegt samt seinem Geistesleben ihren Gesetzen.

In dieser Hinsicht ist die Naturwissenschaft Voraussetzung für die Geisteswissenschaft. Andererseits ist die Naturwissenschaft ein Teil des Geisteslebens. Darin ist die Geisteswissenschaft Voraussetzung für die Naturwissenschaft. — Geistes- und Naturwissenschaftler sollten sich eines in aller Deutlichkeit klarmachen: daß sie beide an ein- und derselben Aufgabe arbeiten. Sie beide ringen um dieselben ewigen Fragen, die seit jeher die Menschen beschäftigt haben: Was ist die Welt? Was ist das Leben? Was ist der Mensch? Sie beide suchen nach der Wahrheit. Welch ein Irrsinn wäre es da zu behaupten, meine Suche nach der Wahrheit sei wertvoller als deine.

Dieser große Einklang zwischen Geistes- und Naturwissenschaften offenbart sich in einem Universalgeist wie Gottfried Wilhelm Leibniz. Leibniz war Bibliothekar, Jurist, Historiker, Politiker, Mathematiker, Physiker, Theologe und Philosoph zugleich, und nur, weil er einen

so umfassenden, alle Dinge einbegreifenden Überblick hatte, war es ihm möglich, ein philosophisches Weltbild von solcher Großartigkeit, wie seine „Monadologie“ es ist, aufzubauen, die nie moderner gewesen ist als gerade heute.

Diese Gesamtschau, diesen umfassenden, alles einbegreifenden Überblick zu eröffnen, das ist die Aufgabe der Schule, und diese wird im mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht in weitem Umfange erfüllt. Besonders die Beschäftigung mit den modernen Naturwissenschaften hat uns jene Worte Einsteins verstehen gelehrt, der sagte, daß er immer von der Überzeugung ausgegangen sei, daß in der Welt Ordnung und Schönheit herrsche. Aus dieser Sicht können wir jene nur historisch orientierten Geister nicht verstehen, wenn sie von dem Chaos und der Krise in unserer Zeit daherausfassen, weil sie die Welt nur aus den Schriften der Dichter und Denker kennen.

Aber die Auseinandersetzung mit den geistigen Problemen, das Ringen um eine eigene Stellung allein macht noch nicht den Menschen aus. Der Mensch ist das Wesen, das seine Welt schöpferisch tätig gestaltet. Die schöpferischen Kräfte im jungen Menschen zu wecken und seine Phantasie anzuregen, ihm eine Gelegenheit zu geben, wo er diese Kräfte und seine Phantasie entfalten kann, das ist die andere Aufgabe der Schule, die mindestens ebenso wichtig ist wie die, von der wir vorher gesprochen haben. Diese Aufgabe fällt im wesentlichen dem Kunstunterricht zu. Und wie wird sie in der Oberprima erfüllt? Mit einer einzigen Stunde Kunstunterricht in der Woche. Das ist geradezu blamabel! Die musischen Fächer werden auf der Schule schmähdlichst vernachlässigt. Was soll ein Oberprimaner denn nun mit einer Stunde Kunstunterricht in der Woche anfangen? Im schlimmsten Falle wird er sich dazu verleiten lassen, den Kunstunterricht als Ergänzungsfach zum Geschichtsunterricht aufzufassen, und sich mit kunsthistorischen Dingen beschäftigen. Die schöpferische Arbeit entfällt dann ganz

für ihn. Aber der Mensch braucht die Auseinandersetzung mit dem Material, er muß erleben, wie aus dem mit Füßen getretenen Linoleum ein Stück eigenes Ich wird, wie sich der Einfall mühselig zum körperlichen Gebilde formt. Völlig lächerlich aber wird es, wenn man erfährt, daß dem Oberprimaner die Wahl gelassen wird, ob er lieber eine Stunde Kunst oder eine Stunde Musik haben will. Reden wir doch nicht immer so großartig von Menschenbildung, tun wir etwas für sie. Denn was die Schule jetzt herausbildet, sind, wenn der einzelne sich nicht selbst davor in acht nimmt, keine Menschen, sondern phantasie-lose Intellektuelle. Wir kommen in der Oberprima auch mit vier Stunden Mathematik und vier Stunden Deutsch aus, und schon sind vier Stunden für den Kunstunterricht übrig.

Wir haben uns am Anfang gefragt, was Sie wohl von einem Abiturienten aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium erwarteten. Wenn bei uns auch die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften im Vordergrund stand, wenn auch mehrere von uns vielleicht später einmal Ingenieure werden, so sind wir dennoch nicht Techniker in jenem traurigen Sinne von Spezialisten, die in einem engbegrenzten Wissens- und Arbeitsgebiet alles bis in die kleinsten Einzelheiten hinein beherrschen, die aber von allen anderen Dingen in Ruhe gelassen werden wollen. Es kommt uns auf das Ganze an, auf das geordnete Ganze, in dem, was wir schaffen, seinen Sinn haben wird.

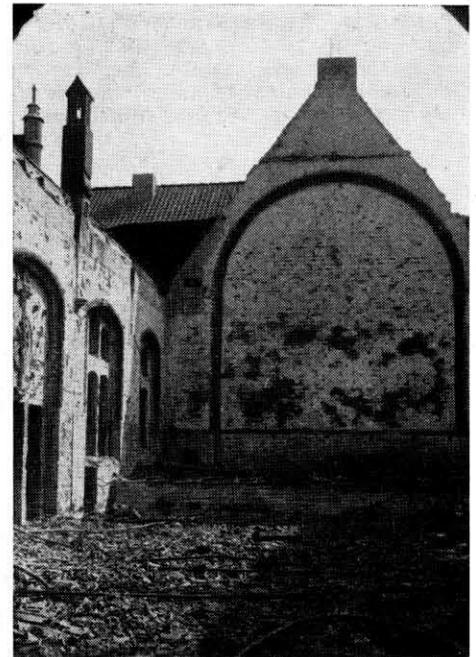
Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an! Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem Höchsten! Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Fritz Jankowski
Hans-Günther Leonhardt
Horst-Günter Zimmer
(Abit. Ostern 1957)

Vor 15 Jahren



Die alte Aula



Die Aula nach dem Bombenangriff

In der Nacht zum Palmsonntag des Jahres 1942 wurde auch ein großer Teil des Katharineums zerstört. Besonders schmerzlich war der Verlust der Aula mit den Bildern des Begründers Johannes Bugenhagen und der Direktoren, mit den bunten Fenstern zum Gedenken an die Gefallenen von 1870/71 und 1914—18 und der schönen Orgel. Viele Feierstunden und Aufführungen, auch einige Veranstaltungen zur 400-Jahrfeier haben wir in dieser alten Aula erlebt. Nun diene die Ruine, notdürftig instand gesetzt, einige Jahre einer ausgebombten Weinfirma als Unterkunft. Dann benutzten wir sie wieder. Die

schweren Kannen der Schulspeisung und die Kochgeschirre der Schüler klapperten laut in den öden Gemäuern. Einmal gelang es, eine schöne Weihnachtsfeier zwischen den kahlen Wänden abzuhalten. Zehn Jahre nach der Zerstörung wurde unser Wunsch erfüllt: wir bekamen unsere neue Aula. Freude und Dankbarkeit erfüllt uns, wenn wir in diesem schönen und würdigen Festraum versammelt sind. Möge er für neue Schülerschlechter die gleiche Bedeutung haben, wie die alte Aula sie für ihre Zeit gehabt hat.

Möhler

„Es sind doch erst zehn Jahre her . . .“

- und wie schnell haben wir die Zeit vergessen!

Als ich neulich bei dem Indienvortrag die Schulgemeinde auf den bequemen Klappstühlen vor dem festlichen Vorhang unserer stilvollen Aula sitzen sah, kam mir die Erinnerung an eine Zeit, die noch gar nicht so lange zurückliegt — zehn runde Jahre! — Und doch scheinen uns beim Betrachten des heutigen Schulgeschehens und der jetzigen Arbeitsbedingungen Welten von jener Zeit zu trennen. Was sind schon in der 426jährigen Schulgeschichte des Katharineums zehn Jahre! Aber vor zehn Jahren, 1947, als ich erstmalig, als KLV-Flüchtlingslehrer von Dänemark kommend, das Schulgebäude betrat, war vieles, eigentlich alles anders: Notzeit unseres Volkes, Notzeit unserer Schule, und die Spuren des Krieges und der Verwendung des Katharineums als Kriegslazarett waren noch überall zu sehen

Die größte Belastung war wohl der noch jahrelang nötige Schichtunterricht im Wechsel mit der OzD: eine Woche fingen wir vormittags an, die andere unsere „Gastschule“. Das gab allerlei Schwierigkeiten: vor allem wollte bei zerbrochenen Fensterscheiben, Lampen, Stühlen, Tafelmaterial usw. keiner der Schuldige gewesen sein!

Überhaupt: die Stühle! Da war aus den freiwilligen Stiftungen einer Brauerei und aus häuslichen Beständen so ziemlich alles vertreten, was zum Sitzen geeignet war: eiserne Gartenstühle, Polstersessel, Drehschemel, Dreibeinhocker, hohe Bürostühle, niedrige Küchenstühle usw., dazu die verschiedenartigsten Tische. Es war schon ein buntes Bild, so ein Klassenraum! Da wurde ich vom damaligen Direktor, dem jetzigen Kieler Oberschulrat, Herrn Weishaupt, zum „Meister vom Stuhl“ (besser gesagt „der Stühle“) ernannt, d. h. ich mußte bei jedem Schichtwechsel mit dem Kollegen Gabriel der OzD jedesmal regelrecht den Zustand des Hauses protokollarisch beglaubigen übernehmen. Hinsichtlich destruktiver Heldentaten lagen die beiden Schulen ziemlich gleich im Rennen!

Dann das Gebäude selbst: das Katharineum hatte trotz seiner Rettung durch mutige Helfer in der Bombnacht 1942 schwer gelitten! Raum 31 und 32, an der Ecke Hundestraße, waren nicht benutzbar, da es durchregnete. Die ungeheizte Aula, deren einziger Schmuck das Katharineumszeichen aus Kalk bildete, war eine leere weißgetünchte Halle ohne Fußbodenbelag und natürlich ohne Sitzgelegenheiten. Zum Turnen mußten wir zur Marienschule und Baugewerkschule ziehen, da bei uns noch jahrelang riesige Rotweinfässer ausgebombter Lübecker Firmen lagerten. Nirgends gab es Vorhänge, die Wände ohne jeden Bilderschmuck, die Flure und Treppen auf ganze Strecken mit zerfetztem Linoleum bedeckt. Überall mußte mit dem Licht gespart werden: eine bis zwei Lampen je Klassenraum.

Zu gemeinsamen Schulfeiern gingen wir in die gegenüberliegende Reformierte Kirche, oder wir versammelten uns, die Mäntel angezogen, in der benachbarten ungeheizten Katharinenkirche, wo der betreffende Redner von der Kanzel sprach. Lehrer und Schüler, fast zur Hälfte Flüchtlinge, waren alle recht bescheiden, um nicht zu sagen schäbig, gekleidet und beschuht! Das Geld war knapp und wertlos! Das erste Schulfest, 1948, mußte wegen der Währungsreform in den Herbst verlegt werden. Eine Musikkapelle konnten wir uns nicht leisten, so pilgerte oder fuhr jede Klasse einzeln zu Muuß hinaus. Das erstmalige Fußballspiel Lehrer — Schüler stieg auf einer kurz vorher von Kühen verlassenen Weide. Wie sahen die Spieler nachher aus!

Schulausflüge waren wegen der Ernährungslage und Lebensmittelkarten ein Problem. Radfahrten mit der Klasse kamen kaum zustande, und wenn sie dann doch mit Leihen. Reparieren usw. zustande kamen, dann waren es alte „Mühlen“, z. T. Damenfahrräder; der größte Teil der Fahrt ging mit Reifenpannen hin . . . Dankbar bezogen im Juni 1947 daher etwa 180 der 450 Katharineer das von der Stadt eingerichtete Schulzeltlager am Timmendorfer Strand neben der Baracke der Arbeiterwohlfahrt — dankbar schon vor allem, weil es da draußen etwas zu essen gab! Als Leiter des Lagers weiß

ich, daß diese Seite die Jungen am meisten interessierte. — Damals auch lagen noch die beiden Unglücksschiffe „Cap Arkona“ und „Deutschland“ kieloben vor uns in der Lübecker Bucht. Tausende von unschuldigen Häftlingen hatten dort noch wenige Tage vor Kriegsschluß ihr Leben lassen müssen . . .

Und noch ein Charakteristikum „aus jenen Tagen“: die tägliche Schulspeisung! Mit Blechtöpfen, Kannen, Näpfen, Tellern und Löffeln bewaffnet, stürmten die Klassen in der ersten großen Pause zu den drei Treppen, wo an der untersten Stufe aus Emaillebehältern unter Leitung vom „Ernährungsminister“, dem damaligen Studienrat Fick, die begehrte Quäkerspeisung zur Ausgabe gelangte. Wer zuerst kam, „mahlte“, d. h. speiste zuerst! Wohl dem, der sich mit den ausgehenden Untersekundarnern gut stand — oder nachher zum Auslecken zugelassen wurde! Das war ein Wirbel und eine Aufregung auf den Treppen — und mehr als einmal hörte man das scharfe Kommando von Oberstudienrat Dr. Magnus: „Rechts — ran!“, um einen schmalen Durchgang im Gewühl zu schaffen. Gemeinsam löffelte dann der Lehrer mit seinen Scholaren die köstliche Mahlzeit im Klassenraum aus. Schokoladen-Hafergrütze war mehr geschätzt als Erbsenbrei. So mancher Junge nahm auch die gesamte Speise für die Mutter oder die jüngeren Geschwister mit nach Hause! . . . Es lagen auch nirgends Brot- oder Obstreste herum, und alle eßbaren Werte wurden mehr geschätzt als heute! Es gab auch noch kein Fernsehen in den Familien, die Jungen besaßen noch keine Mopeds, es gab auch noch keine Spielhallen und „musikbildenden“ music-boxes. Das Interesse der älteren, z. T. als Soldaten heimgekehrten Schüler galt der Schule und dem baldigen erfolgreichen Abschluß der Ausbildung, und auch die jüngeren Jahrgänge kannten nicht das unbeschwertere, befreiende Lachen der Jugend, denn in vielen Familien fehlte der Vater oder saß in russischen Gefängnissen.

Der Unterricht selbst litt natürlich unter all der Not: die Schüler ermüdeten leicht, beim Nachmittagsunterricht kam man erst um 7½ Uhr abends aus der Schule, die Fahrverbindungen waren äußerst unregelmäßig und unzureichend, für die häuslichen Aufgaben war kaum Zeit, dazu die Wohnungsnot und das gedrängte Zusammenleben! Das Unterrichtsmaterial war knapp und unvollständig, Lektüren mußten mit der Schreibmaschine vervielfältigt werden. Der volle Unterricht konnte wegen Raum- und Lehrermangels nicht durchgeführt werden. Viele Lehrer waren auch auf Anordnung der Besatzungsmacht rechtswidrig zu Angestellten mit monatlicher Kündigung degradiert, die Aufsicht über die Schulen unterstand dem — im übrigen einsichtsvollen — britischen Unterrichtsoffizier, dem bekannten englischen Schulschriftsteller Mr. Eric Orton.

Und doch herrschte, wie in allen Bevölkerungsschichten, auch in der Schule ein heiliger Ernst in jener Zeit, ein eiserner Wille zum Aufwärts, zur Überwindung der Not. Großartig und einmalig waren die Leistungen der Lübecker Stadtverwaltung, um ihre Schulen wieder zu dem zu machen, was sie im Laufe dieser zehn Jahre äußerlich und in ihrem inneren Gefüge wurden. Gewiß, es ist noch vieles zu erreichen, aber vergessen wir in unserer schnellebigen Zeit nicht, wie es damals aussah: Es sind doch erst zehn Jahre her . . .!

Dr. Heidrich

An die Tertian und Sekunden!

Habt Ihr schon gehört, daß für Euch der **Jugend-Film-Club** gegründet wurde? Ihr seht regelmäßig für 0,50 DM monatlich gute und interessante Filme, in Diskussionen könnt ihr zu diesen eure Meinung sagen. Alles Nähere beim Film-Club, Königstr. 77.

EINE KLEINE FINNLANDIA

Streiflichter aus dem „Land der tausend Seen“ und dem Alltag seiner bewundernswerten Bewohner

Eigentlich hätte ich es ja auch vermeiden können, gleich mit einem Fehler zu beginnen: dem nämlich, vom „Land der tausend Seen“ zu sprechen. Mag man auch sonst, wenn es darum geht, im Werbeprospekt die Vorzüge eines Landes ins rechte Licht zu rücken, der Übertreibung huldigen: hier hat man die eigentliche Zahl der Seen entschieden unterschätzt, wohl weil die „1000“ eine angenehm runde Zahl ist. Bemüht man sich, die genaue Zahl zu erfahren, so werden einem erstaunlicherweise eine Reihe von Zahlen zwischen 30 000 und 70 000 genannt. Sie sind nämlich gar nicht so einfach zu zählen. Besonders in Mittelfinnland ziehen sich die Seen oft in einer langen Kette zu endlosen Wasserstraßen dahin, so daß es schwer zu entscheiden ist, wo der eine See aufhört und der andere beginnt. Jedenfalls, mag man beim Namen „Finnland“ denken, woran man will: wenn man nach Suomi kommt, wie die Finnen ihr Land nennen, sind zunächst die Seen von beherrschend-eindringlicher Wirkung. Die Seen und — die Wälder. Diese unendlichen Weiten und die Tatsache, daß es in Finnland nur drei größere Städte — Helsinki, Turku und Tampere — gibt, erklären es, daß man hier noch kaum etwas vom Phantom „Fremdenverkehr“ spürt, das einen bei uns und in anderen Ländern so oft bedrückt.

Sisu: der finnische Lebensmut

Auch bei kurzem Besuch offenbaren sich dem aufmerksamen Beobachter Züge des finnischen Volkscharakters in Helsinki. Die Hauptstadt Suomis mit ihren rund 400 000 Einwohnern ist keine Weltstadt wie etwa Stockholm. Trotzdem herrscht hier reges Geschäfts- und Verkehrsleben. Architektonisch eigenwillig und künstlerisch ansprechend gestaltete Kirchen, Bauwerke und Plastiken, nach modernen Gesichtspunkten zweckmäßig hochgebaute und sich dennoch harmonisch einfügende Wohnblocks in blitzsauberen Straßen und zwischen herrlichen, oftmals mit Kiefern bestandenen Grünanlagen der rege Verkehr im Hafen — dies und vieles mehr gibt einen Eindruck von einigen Grundeigenschaften der Finnen: Entschlossenheit, Tatkraft, Natur- und Kunstempfinden. Diese Charakterzüge und vor allem Mut, Ausdauer und die in zahllosen Kämpfen erprobte Freiheitsliebe haben den Begriff des „Sisu“ geprägt. Sisu: das ist der finnische Lebensmut, die Kraft, die den Finnen auch scheinbar ausweglose Situationen überstehen hilft.

Man kann das eigentliche finnische Wesen nie ganz verstehen, wenn man nicht weiß, welch ein schweres Schicksal das finnische Volk, das trotzdem frei und unabhängig weiterlebt, durchgemacht hat. Jahrhundertlang hat es geknechtet und in Unfreiheit gelebt; erst während der russischen Revolution von 1917 konnte Finnland die Freiheit erkämpfen, die im zweiten Weltkrieg noch einmal aufs schwerste bedroht wurde.

Es ist gut, sich dieser Tatsachen bewußt zu sein. Schon, um den faux pas zu vermeiden, den ich beging, als ich eine finnische Lehrerin nach dem Verhältnis der Finnen zu den Russen fragte. Verlegenes Husten meiner deutschen Begleiter und eisiges Schweigen der Finnin waren die Antwort. Erst später und etwas zögernd erklärte mir mein finnischer Freund, daß man nicht von freundschaftlichen oder feindlichen Gefühlen sprechen könne, sondern daß die Finnen nun einmal darauf angewiesen seien, in einem modus vivendi mit den Russen auszukommen. Und sie schaffen es auch, und keineswegs in einer geduckten Angststellung gegenüber ihrem großen Gegner; der Freiheitswille ist weiterhin ungebrochen. Erst vor kurzem wurde den Finnen unumschränkte Freiheit im Rahmen der Neutralität zugesichert. (Wobei die Russen allerdings Finnland gern als „Schaufenster der Koexistenz“ hinstellen, um zu zeigen, wie gut es sich auch als parlamentarisch-demokratischer Staat mit westlicher Lebensform mit ihnen leben lasse.)

Wer in der Sauna geboren ist...

An heißen Julitagen ist Helsinki von vielen seiner Einwohner verlassen. Wer es sich irgend leisten kann, verläßt die Großstadt und sucht sein Sommerhaus auf, das etwa an einem der Seen, an der Ostseeküste oder auf einer der zahllosen Schären liegt. Und in ihrem Sommerhaus leben die Finnen dann in größtmöglicher Einfachheit, um sich so am besten von den Mühen des

Alltags zu erholen: badend, Boot fahrend, fischend, segelnd, in der Sonne liegend oder — in der Sauna schwitzend und hinterher gleich wieder badend. Natürlich sind die Freuden des Saunabades nicht nur in den Ferien erreichbar. Kein finnisches Haus, ja, sogar selten eines der Sommerhäuschen ist denkbar ohne die Sauna. Sie ist das erste, was ein Neusiedler überhaupt baut und wo er so lange wohnt, bis er sein eigentliches Wohnhaus beziehen kann. Diese Sauna ist oft jedoch nur eine kleine Bude, in der die Familie und ihre Gäste auf erhöht angebrachten Bänken hocken und sich behaglich vom heißen Dampf umgeben lassen, der entsteht, wenn man Wasser auf einen erhitzten Steinhaufen schüttet. Ich, der ich nicht wie viele alte Finnen auf einer Strohschütte in der Sauna geboren bin, zog es anfangs vor, auf dem Fußboden Platz zu nehmen, sehr zum Vergnügen meiner finnischen Gastgeber...

Meine Gastgeber: Erfahrung mit internationalen Gästen

Ich war einer der glücklichen 15 deutschen Schüler und Schülerinnen, die von ihnen unbekannt finnisches Familien eingeladen wurden, ohne jegliche Gegenleistung, also nicht etwa im Rahmen eines Austauschbesuches. Meine Gastgeber waren eine finnische Bauernfamilie mit fünf Kindern im Alter von 24 bis herunter zu zehn Jahren. Sie besitzen zwei große Bauernhöfe, wovon ich allerdings den einen selten gesehen habe. Meine Gastgeber waren offenbar im Umgang mit ausländischen Gästen erfahren: im dicken Gästebuch hatten viele Engländer, Amerikaner, sogar ein Inder u. a. ihren Dank oft in origineller Weise zum Ausdruck gebracht. Natürliche Herzlichkeit trug dazu bei, mich sehr bald mit der Familie vertraut zu machen. Das war es überhaupt, was ich an so vielen Finnen feststellen konnte: diese Herzlichkeit, eine wohlthuende Ungezwungenheit (als Deutscher muß man sich die vom Ausländer oft als Unsitte empfundene Gewohnheit des stetigen Händeschüttelns abgewöhnen!) und eine zunächst beinahe befremdende Unbefangenheit.

Ein Bauer kann natürlich nicht wochenlang am Wasser Ferien machen, sondern benutzt meist das Wochenende zur Entspannung. Der Alltag bringt für den finnischen Bauern harte Arbeit. Der Boden Suomis ist wenig ertragreich und läßt den Kartoffel- und Getreideanbau sehr mühsam werden. Daher liegt das Schwergewicht auf der Holzverarbeitung. Fast alle Bauern haben dreimal soviel Wald wie Ackerland. Die unermesslichen Wälder, die etwa 60% Suomis bedecken, stellen den Reichtum des Landes dar. Wer Bäume fällt, muß, wie ich von meinem 20jährigen Freund erfuhr, den Kahlschlag wieder aufforsten oder etwas anderes darauf anbauen. Wenn jemand dieser gesetzlichen Forderung nicht nachkommt, tut es die Regierung für ihn — auf seine Kosten.

Während meines Aufenthalts bekam ich übrigens kein Stückchen Fleisch oder Wurst zu sehen. Der 20jährige Sohn erklärte mir, während ich mit Appetit Pellkartoffeln, Preiselbeeren, Salat, Brot, Butter und Käse verzehrte, welche geringe Bedeutung die Viehzucht in Finnland habe, eben wegen des kargen Bodens, und sprach dann die Hoffnung aus, ich möge doch unter diesem Mangel nicht allzu sehr leiden.

... und dann das schwere Finnisch

Er tat dies auf englisch. Die deutsche Sprache, die bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges neben dem Schwedischen führende Fremdsprache in Finnland war, erlitt mit dem wachsenden anglo-amerikanischen Einfluß nach dem Kriege starken Abbruch. Heute allerdings können die Schulkinder wieder neben dem Schwedischen als Pflichtfremdsprache zwischen Deutsch und Englisch als zweiter Fremdsprache wählen. So ist es gut, wenn man sich auf Schwedisch oder Englisch in Suomi verständigen kann. Denn kein Nichtfinne darf hoffen, die finnische Sprache etwa im 30-Lektionen-Tempo sprechen und verstehen zu lernen.

Wenn man als Ferienreisender seinen Ehrgeiz höchstens darin sieht, sozusagen „anstandshalber“ ein paar Worte der fremden Sprache aufzuschnappen, dann, nur dann vielleicht kommt man zu einem derartigen drolligen Erlebnis: Eines Mittags habe ich mich gerade auf mein Zimmer zurückgezogen, als der 10jährige, strohblonde Olli hereinstürmt. Mit ihm verständigte ich mich gewöhn-

lich vortrefflich durch Zeichensprache, unterstützt durch einige finnische Sprachbrocken. Heute aber weiß ich gar nicht, was er mit seinen lebhaften Gesten meint. Schließlich zerrt er die Turnschuhe unter meinem Bett hervor. Gehorsam ziehe ich sie an. Jetzt erst entdecke ich einen Grashalm in seiner Hand. Er legt ihn auf die Erde und trampelt eifrig darauf herum ... Kopfschüttelnd folge ich ihm schließlich nach draußen.

Und dann, als wir nach fünf Minuten eine Scheune erreichen, wird mir plötzlich klar, daß er beabsichtigt, mit seinen Kameraden und mit mir — in dem frisch aufgestapelten Heuhaufen herumzutollen ...

Serienfahrt zu Richard Wagner

Nietzsche sagt in seiner „4. Unzeitgemäßen Betrachtung“: „In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert.“ Mag der Philosoph das auch in etwas anderem Sinne gemeint haben, in gewisser Weise hat es noch immer seine Berechtigung. Die Einwohner Bayreuths, die jeden Nachmittag zur Stunde der Auffahrt von tausend Autos die Allee und das Festspielhaus auf dem Grünen Hügel umlagern, sehen zwar nur einen „Jahrmärkte der Eitelkeit“, wenn sie kritisch die überwiegenden Fräcke und Smokings, die großen Abendtoiletten, die Mercedes 300 und die chromgewichtigen Wagen aus USA, Marokko, Griechenland oder Japan begutachten, das wohl übliche äußerliche Gesicht einer Festspielstadt.

Ich suchte Richard Wagner, und ihn fand ich mit dem Augenblick, als die Fanfaren vom Balkon aus mit einem Motiv aus dem jeweiligen Akt den festlichen Beginn ankündigten. Man sucht in Ruhe seinen Platz auf, und wenn die Lampen erlöschen, ergreift die Zuhörer eine erwartungsvolle Andacht, und in dem — im Gegensatz zu anderen Theatern — völligen Dunkel des Raumes gibt es jetzt nur noch eine große Gemeinde, die ihr Herz ganz dem Kommenden öffnet. Während der fünf Aufführungen, die um 16 Uhr beginnen und bis gegen 23 Uhr dauern, habe ich kein einziges Wort sprechen oder mit Papier knistern gehört, wie es in anderen kleineren Theatern — von den Kinos ganz zu schweigen — leider fast immer vorkommt. Die einstündigen Pausen zwischen den Akten mögen sehr lang erscheinen, aber in Bayreuth empfindet man sie als wohltuend. Während in anderen Theatern der Straßenlärm hereindringt oder man im raucherfüllten Foyer hastig etwas heruntertrinkt, tritt man hier aus den breiten Türen unmittelbar in die freie Natur und genießt die Parks, den weiten Blick über das gleichsam wogende fränkische Land, das mit Richard Wagners Musik eine seltsame Einheit bildet. Die so oft beklagte Länge der Musikdramen wirkt hier gar nicht unangenehm; selbst nach dem letzten Akt ist man noch ganz frisch.

Das Festspielhaus ist innen seit 1876 nicht verändert, denn gute Akustik ist Glückssache. Und welch ein herrlicher Klang, wenn beim Anfang des „Rheingold“ über dem tiefen, leisen Ton der Kontrabässe der Es-Dur-Dreiklang, das Motiv des Werdens, emporsteigt, die Musik dann anschwillt, bis der ganze Raum mitatmet im Wallen und Wogen dieses Vorspiels, einer der schönsten Eingebungen des Meisters! Der Vorhang öffnet sich, und nun setzt die Gewalt des Lichtes ein, zaubert als das der Musik adäquate Moment unvergeßliche Bilder auf die Bühne, die so groß ist, daß ich oft den Eindruck hatte, gar nicht in einem Raum, sondern in freier Natur zu sein; ob die Szene nun von dem wogenden Grün der Rheinwellen erfüllt ist oder ob sich im Hintergrund der riesigen Bühnenrunde die Götterburg auftürmt.

Zum ersten Male hörte und sah ich die großen Künstler, deren Namen mir schon durch Zeitung und Radio zum Begriff geworden waren, nun wirklich vor mir auf der Bühne, ja, ich konnte sie sogar ganz aus der Nähe betrachten, wenn sie in einer dichten Schar von Autogrammjägern immer wieder ihren berühmten Namen aufs Papier kritzelten.

Die zweite Vorstellung brachte die „Walküre“ und damit neben dem herrlichen Wotan Hans Hotters zwei Frauengestalten, deren Sängerinnen überragende gesangliche Leistungen boten: Birgit Nilsson als Siegelinde, die nur in der „Walküre“ auftritt, und Astrid Varnay als Brunhilde, die hier ihre große Partie beginnt;

Mit dieser gar nicht einmal typisch finnischen Episode möchte ich meinen Bericht beenden. Dem Leser mag der Schluß etwas abrupt vorkommen. Er kann aber gleichsam als Beispiel für das stehen, was wir empfanden, als wir Abschied nehmen mußten von dem eigenartigen Land und seinen bewundernswerten Bewohnern. Jeder, der dieses Land einmal erlebt hat, muß es auch lieben gelernt haben. Und er wird sich wohl wünschen, es bald und wenigstens noch einmal wieder zu erleben ...

Klaus Brenneke (O 1 a 2)

letztere besitzt gar nicht einmal ein sehr vorteilhaftes Äußeres, sie hat aber einen metallischen Sopran von ungeheurer Kraft. Überhaupt werden die Stimmen niemals zum Schreien gezwungen, da der Orchesterraum verdeckt ist, was einen sehr diskreten, samtigen Klang ergibt; das so oft vorgebrachte Argument, Wagner sei „so laut“, verliert hier völlig seine Geltung.

Am Schluß der „Walküre“ dann die für mich herrlichste aller Szenen, die je für die Bühne geschaffen wurden: Wotans Abschied und der Feuerzauber! Ein unvergeßliches Bild, wie Wotan inmitten der die ganze Bühne umlodernnden Flammen dem Feuermeere gebieterisch seinen Weg weist und den Speer wie zum Banne ausstreckt:

„Wer meines Speeres Spitze fürchtet,
durchschreite das Feuer nie!“

Nach einem spielfreien Tage folgte der „Siegfried“ mit Wolfgang Windgassen in der Hauptpartie und als dramatischer Gegensatz Paul Küen (Mime). Im Waldweben (2. Akt 2. Szene) unterbrach Richard Wagner 1857 den „Ring“ für zehn Jahre. Und wirklich, erst ein Meister, der die dionysischen Gesänge Tristan und Isolde geschaffen hatte, konnte das herrliche Liebesduett zwischen Siegfried und Brunhilde erfinden, mit dem dieser Teil der Tetralogie schließt. — Mit der düster-gewaltigen „Götterdämmerung“ endet der „Ring“, durchdrungen von der Erlösungsidee, der treibenden Kraft aller Wagnerschen Musikdramen. — Der Pessimismus, der in dieser großen Tragödie zum Ausdruck kommt, zeugt vom Geiste Schopenhauers, dessen Einfluß auf Richard Wagner bedeutend war. Es wäre allerdings naiv zu glauben, der Tondichter habe gleichsam Philosophie in Musik setzen wollen; außerdem verträge sich eine pessimistische Anschauung wohl kaum mit einer so gewaltigen schöpferischen Kraft.

Wie bei den Griechen auf die Tragödie ein Satyrspiel folgte, sah und hörte ich dann die „Meistersinger“. Diese Oper war auch vom Dichterkomponisten als „komisches Spiel“ und Gegenstück zur Tannhäuser-Tragödie gedacht. Die ganze Vorstellung ist eine reine Freude! Ein süßes, mädchenhaftes Evchen mit der glockenhellen Stimme Elisabeth Grümmer; ein menschlich warmer, fast lyrischer Hans Sachs (Otto Wiener); ein hervorragender, zum Bersten komischer Beckmesser. Trotz des großen Humors entbehrt das Werk nicht gedanklicher Tiefe und meisterhaft gestalteter Charaktere. Das Bühnenbild ist wieder konservativer geworden, besonders im zweiten Aufzug, bei dem man im Vorjahr sogar böse Pfiffe, diesmal jedoch nur begeisterten Beifall und stürmisches Hervorrufen der Sänger hörte. Ich habe, wie nach dem „Ring“, zehn eiserne Vorhänge gezählt, und nach dem letzten standen immer noch die ganz Begeisterten in den Reihen und riefen nach den Darstellern.

Wer zu Richard Wagner fährt und sich auf diese Begegnung innerlich vorbereiten will, möge eingehend die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ lesen, die des Meisters größter Freund Nietzsche verfaßt hat. Es gibt Gegner Wagners, man soll sie ruhig anhören, soweit sie ernsthafte Argumente vorzubringen wissen. Wer aber, wie ich, außer den Aufführungen auch die Stadt erlebt hat, die Villa Wahnfried, das Grab, auch die Schlösser und das entzückende Markgräflische Opernhaus, der spürt, daß Bayreuth eine ganz besondere Atmosphäre und Wirkung ausstrahlt, der man sich nicht entziehen kann.

Klaus Wichmann (O 1 a 1)

SCHULCHRONIK

Von Ende April bis Ende August - 4 Monate, aber: Die harte Arbeit hat noch nicht begonnen!

18 Wochen wären wieder einmal zu bewältigen, konstatiert der Chronist mit leichtem Unbehagen. Du liebe Zeit — er soll also Anfang September noch schmackhaft verabreichen, was sich so um Ostern herum tat? Aber dafür sieht er sich im Vorteil, dank des Überblicks kräftig sieben zu können —, jedoch gemach: soviel zu sieben gibt es ja gar nicht, außerdem darf keiner und nichts so leicht übersehen werden. Jeder möchte gerne erwähnt werden. Aber: „Nicht nur erwähnen, Kritik muß sein. Indes nicht nur und nicht zu scharfe Kritik, schließlich soll auch aufgebaut werden, Vorschläge und Anregungen sollen von den Schülern ausgehen. Allerdings darf auch alles nicht zu lang werden, andere sollen auch zu Wort kommen...“ Wie man sieht: Allen zu gefallen ist auch hier unmöglich.

Soviel in eigener Sache. Die Einleitung ist also gegeben, und ein zünftiger Schulmeister würde jetzt „in medias res“ gehen. Folgen wir seinem Beispiel: Am Anfang des Schuljahres wurde wieder die SMV-Bücherbörse abgehalten. Der Verkauf verlief außerordentlich rege und, wie man hört, haben Bücher im „Börsenwert“ von insgesamt 350 DM den Besitzer gewechselt, womit der Vorjahrsumsatz noch um die Hälfte übertroffen wurde. Hoffentlich sind uns die Herren Sortimenten nicht allzu gram ...

„Elektronik“ — zu einem Vortrag über dieses Thema, gehalten von Herrn Oberingenieur Studemund von der Hamburger Valvo-GmbH., hatten das Katharineum und der „Verein der Freunde“ eingeladen. Durch seine auch dem Laien leicht verständlichen Ausführungen, die von zahlreichen optischen und akustischen Experimenten wirkungsvoll vervollständigt wurden, gab der Vortragende ein anschauliches Bild von dem Wesen und der Wirkungsweise der Elektronen. Er wies auf die Unentbehrlichkeit der Röhren hin; wenn alle Röhren auf der Erde nicht mehr funktionieren würden, so sagte er, fielen nicht nur Radio und Fernsehen aus, sondern auch so notwendige Errungenschaften der Zivilisation wie Flugzeug- und Schiffsverkehr und jegliche Presse- und Funkübermittlung. Das eigentliche Leben des modernen Menschen würde damit praktisch aufhören.

Nicht zuletzt infolge des späten Schuljahresbeginns und durch den Ausfall vieler Unterrichtsstunden durch Klassenreisen, Ferien, Festtage, Feiern und „Hitzeferien“ waren nur zwei Morgenfeiern für die Oberstufe zu notieren, die noch dazu im Abstand von einer Woche aufeinanderfolgten. „Rudern“ war das Thema der ersten Morgenfeier, ein von einigen Mitgliedern der Ruderriege ansprechend zusammengestelltes Programm: Einleitende Worte führten in die Schönheiten des Rudersports ein, ein Farbfilm gewährte Einblicke in das Leben einer Rudergemeinschaft, und über unsere Riege selbst wußte der letzte Sprecher an Hand von sorgfältig ausgewählten Farbdias in gewinnend humorvoller Weise zu berichten.

Einen Eindruck vom Leben und Werk Thornton Wilders sollte unsere zweite Morgenfeier vermitteln. Vermögen derartige Themen den mit dem Stoff meist wenig vertrauten Zuhörer ohnehin nur bei äußerst geschickter Gestaltung anzusprechen, so zeigte sich die Problematik derartiger Morgenfeiern aufs neue. Die ausgewählten Textproben, die der Darstellung des üblichen Lebenslaufs folgten, waren leider — wie der Ringelnatzsche Bumerang — „ein wenig zu lang“ und m. E. auch zu wenig charakteristisch. Indessen soll hiermit nicht über die ausführende Klasse der Stab gebrochen, sondern vielmehr allgemein diese Art Morgenfeier zur Diskussion gestellt werden.

*

Alle miteinander beim großen Schulfest — dieses Bild ergibt sich leider nur einmal im Jahr und ist schon deshalb bemerkenswert. Pünktlich zogen wir am Morgen

aus, um von einem kräftigen Regenschauer durchnäßt bei Muß anzukommen. Unmöglich, das ganze Programm hier anzuführen; einige Streiflichter mögen genügen. Der Vormittag des im traditionellen Rahmen ablaufenden Tages galt den Klassenwettkämpfen: die Untersekunden lieferten sich regenunterkühlte Handballschlachten — die Untertertien spielten Korbball — Aufführungen erheiterten die Unterstufe — bei den OIII-Scharfschützen schoß Gebert mit 33 Ringen den Vogel ab (bei diesem Wettbewerb ist übrigens organisatorisch etliches zu verbessern, damit nicht die große Schar der Obertertianer innerhalb von zwei Stunden ganze drei Schüsse abzugeben hat und in der Zwischenzeit unbeschäftigt bleibt!), und aus dem temperamentvoll ausgetragenen Rollerwettbewerb der Mädchen ging schließlich Helga Dose als Siegerin hervor.

„Musik, Musik und fast nur Musik“ war indes die Devise beim Bunten Vormittag der Oberklassen, wo aufgelockertes Temperament die Atmosphäre bestimmte. So sprengte ein talentierter junger Trompeter mit seinen flackernden Be-bop-Phrasen jedwede Fesseln und im Musikwettbewerb der Oberstufe riß Horst Thilo (O I b 1) die Zuhörer von den Stühlen und damit auch prompt den ersten Preis aus den Händen der Jury. Im übrigen brachten die musikalischen Stegreifdarbietungen viel Erheiterndes. Man mußte abschließend allerdings ziemlich einseitig feststellen, daß eine auf die Dauer ermüdende Einseitigkeit den spritzigen Geist — sowie den gleichnamigen Initiator — des Vorjahres recht deutlich vermissen ließ.

In der Totengedenkfeier am Nachmittag mahnte der Direktor zum Gedenken an die in beiden Weltkriegen gefallenen Lehrer und Schüler des Katharineums.

Höhepunkt des Tages war natürlich wieder der Primaner-Fünfkampf, aus dem schließlich Eberhard Gaese (O I m) nach kurzem, aber zähem Ringkampf gegen Axel Gerlach (O I a 2) als Sieger hervorging.

Drückende Hitze lastete förmlich auf dem Tanzabend in der „Gemeinnützigen“. Der kühlere Garten übte mehr Anziehungskraft aus als die im Vergleich zu der drangvollen Enge vergangener Jahre nur mäßig benutzte Tanzfläche, und ein prächtig ringeltrikotiertes 3-Mann-Kabarett hätte noch mehr Heiterkeit stiften können, wenn es seine Manuskripte nicht — zu Hause gelassen hätte ... !!

*

Am nächsten Tag begannen dann die großen Ferien, die u. a. dazu benutzt wurden, dem ersten und zweiten Stockwerk sowie einigen Klassen einen anregend bunten und zum Lernen — lernt! — geradezu herausfordernden Anstrich zu verleihen. Einige Klassen wurden mit neuem Mobiliar versehen; die nahezu letzten der treuerzigen Lehrerkatheder und „Zweisitzer“ wurden ersetzt.

Inzwischen stehen wir schon wieder mitten im Schulbetrieb und warten bereits ungeduldig auf die Herbstferien. Als „geistige Ausbeute“ der Sommerferien stapeln sich noch immer zahlreiche Beiträge von Ferienerlebnissen und Ferieneindrücken auf dem Redaktionsschreibtisch — doch halt: dieses eben war leider nur der unerfüllte Wunschtraum ungezählter Schul- und Schülerzeitungsredakteure ...

Klaus Brenneke (O I a 2)

Rudern

Am Sonntag, dem 15. September, siegte das Katharineum in dem wichtigsten Rennen der Lübecker Schülerruderei, im Kampf um den

„Ernst-Boie-Gedächtnispreis“, vor der O.z.D. und dem Johanneum (ausgeschieden). Die siegreiche Mannschaft: Hilmar Becker (O 2 a 2), Jörg Sellerbeck (U 1 a 2), Horst Balzer (O 1 m), Dieter Rüsich (U 1 m), Stm. Jan Klugkist (O 3 b 1).
Hagelberg